

(Nachdruck verboten.)

43] **Koma Gordjejew.**

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

„Du siehst schön aus!“ sagte Koma lächelnd. „Warum bellst Du denn, was? Weißt Du, wer ich bin?“

Der Mann streckte mit der Geste eines Tragöden Koma die Hand hin, die lange und biegsame Finger hatte, wie die eines Zauber Künstlers, und sagte mit tiefer heiserer Bassstimme:

„Du bist die faule Krankheit Deines Vaters, der zwar ein Räuber, im Vergleiche mit Dir aber ein würdiger Mann war.“

Vor Ueberraschung und Zorn fehlte Koma der Atem, er glökte wild mit den Augen und schwieg, ohne etwas zu finden, was er auf diese Frechheit erwidern könnte. Und der Mann, der ihm gegenüberstand, krächzte grimmig, in dem er seine großen, farblosen und ver schwollenen Augen wie ein Tier verdrehte:

„Du forderst von uns Achtung, für Dich — Dummkopf! Wodurch hast Du sie verdient? Wer bist Du? Ein Trunkenbold, der das Kapital seines Vaters vertrinkt! Ein Wilder! Du mußt darauf stolz sein, daß ich, der berühmte Künstler, der selbstlose, treue Kunstjünger, aus einer Flasche mit Dir trinke! In dieser Flasche ist Sandelholz und Syrup, mit Schnupftabak vermischt, und Du glaubst, daß es Portwein ist. Sie ist Dein Zeugnis für den Ruf eines Wilden und eines Esels.“

„Ach, Du Zuchthäusler!“ brüllte Koma und stürzte auf den Künstler zu. Doch man packte ihn und hielt ihn fest. Indem er in den Armen der ihn festhaltenden Menschen zappelte, war er genötigt, ruhig zuzuhören, wie der Mann, der einem Schwabber gleich, ihm mit seiner tiefen, wuchtigen Stimme zudonnerte:

„Du hast den Leuten vom gestohlenen Rubel ein paar Kopfen zugeworfen und hältst Dich für einen Helden! Du bist ein zweifacher Dieb: Du hast den Rubel gestohlen und stiehst jetzt den Dank für die paar Kopfen. Bei mir wirst Du aber nichts erreichen! Ich, der ich mein ganzes Leben der Enttarnung des Lasters gewidmet habe, stehe vor Dir und sage Dir dreist: Du bist ein Dummkopf und ein Bettler, weil Du zu reich bist! Das ist die Weisheit: alle Reichen sind Bettler. So dient der berühmte Coupletjänger Rimskij-Kanibalskij der Wahrheit!“

Koma stand jetzt ruhig zwischen den Menschen, die ihn dicht umringt hatten, und hörte gierig die Donnerrede des Coupletjägers an, die in ihm jetzt die Empfindung hervorrief, als frage man ihn eine kranke Stelle und als werde dadurch das heftige Brennen des Schmerzes gelindert. Die Anwesenden wurden aufgeregt, die einen wollten den Redestrom des Coupletjägers aufhalten, die andren wollten Koma fortführen. Er stieß sie schweigend von sich und lauschte, von der ähnden Lust der Erniedrigung erfüllt, die er vor diesen Menschen fühlte. Der Schmerz, der durch die Worte des Sängers hervorgerufen wurde, ließ seine Seele immer heißer, und Rimskij donnerte, von der Straflosigkeit seiner Vorwürfe herauscht:

„Du glaubst, Du bist der Herr über das Leben? Du bist der niedrige Sklave des Rubels.“

Einem der Anwesenden stieß es laut auf, und da er mit sich unzufrieden war, schimpfte er laut nach jedem Aufstoßen: „Zum Teufel!“

In einem unrasierten Mann mit einem fetten Gesicht war Mitleid für Koma erwacht, oder es langweilte ihn, dieser Scene beizuwohnen, denn er sagte bittend, indem er die Arme schwenkte:

„Meine Herren! Laßt das! Das ist ungerecht! Wir sind ja alle Sünder! Alle, ohne Ausnahme. Glauben Sie mir!“

„Sprich nur!“ murmelte Koma. Sag' alles! Ich werde Dich nicht anrühren.“

Die Spiegel an den Zwischenwänden wiederholten dieses ganze Chaos, und die widerspiegelten Menschen erschienen noch widerlicher und gemeiner, als sie in Wirklichkeit waren.

„Ich will nicht sprechen!“ schrie der Coupletjäger, „ich

will nicht die Perlen der Wahrheit und meines Zornes vor Dich werfen . . .“

Er machte einen Ruck, hob majestätisch den Kopf und ging mit tragischen Schritten zur Thür.

„Du lügst!“ sagte Koma und wollte ihm folgen. „Wart!“ Du hast mich aufgeregt, Du mußt mich auch beruhigen!“

Man packte und umringte ihn und schrie ihm etwas zu, doch er stürmte vorwärts, indem er alle umstieß. Wenn er auf seinem Weg auf faßbare Hindernisse geriet, beruhigte ihn der Kampf mit ihnen, und er vereinte alle seine vagen Gefühle zu dem einen Streben, alles, was ihn störte, umzuwerfen. Und als er jetzt alle beiseite gestoßen und die StraÙe erreicht hatte, war er schon weniger erregt. Er stand auf dem Trottoir, betrachtete die StraÙe und dachte beschämt:

„Wie konnte ich diesem Schwabber nur erlauben, meinen Vater einen Dieb zu schimpfen und mich zu verhöhnen?“

Um ihn herum war es dunkel und still; der Mond schien kalt, und es wehte ein leichter, erfrischender Wind. Koma wandte das Gesicht dessen kühlem Atem zu und ging mit raschen Schritten dem Wind entgegen, indem er ängstlich um sich blickte, da er fürchtete, jemand von der Gasthausgesellschaft könnte ihm folgen; er begriff, daß er sich in den Augen aller dieser Menschen erniedrigt hatte. Er ging und dachte daran, wie weit es mit ihm gekommen war: ein Bagabund hatte ihn öffentlich gebrandmarkt, und er, der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, hatte auf diesen Spott nichts erwidern können . . .

„Es geschieht mir recht!“ dachte Koma schadenfroh und traurig. „Ich hab' es verdient! Man darf sich nicht verlieren . . . man muß es verstehen. Aber andererseits hab' ich das ja selbst gewollt . . . und alle angerempelt. Jetzt muß ich's einstecken!“

Diese Gedanken flözten ihm unsägliches Mitleid mit sich selbst ein. Von ihnen erfasst und ernüchtert, ging er durch die StraÙen und suchte immerzu nach etwas Festem, Sicherem in sich. Doch alles in ihm war vage und beengte ihm nur das Herz, ohne irgendwelche bestimmte Umrisse anzunehmen. Er kam wie in einem schweren Traum zum Fluß, setzte sich auf die Balken, die am Ufer lagen, und begann auf das stille, dunkle Wasser zu schauen, das sich fein kräufelte. Der breite, mächtige Strom floß ruhig und fast lautlos hin und trug ungeheure Lasten auf seiner Brust. Er war ganz mit schwarzen Schiffen bedeckt, die Signalfener und die Sterne spiegelten sich in seinem Wasser wieder; kleine leichte Wellen liefen mit einem zärtlichen, leisen Laut ans Ufer, gerade zu Komas Füßen. Vom Himmel wehte etwas wie Trauer herab; Koma war vom Gefühl der Einsamkeit bedrückt . . .

„Herrgott!“ dachte er und blickte wehmütig zum Himmel auf. „Was ich für ein Pechvogel bin . . . Ich habe nichts in mir . . . Gott hat mir nichts gegeben . . . Warum ist es nötig, daß ich so bin? O Du mein Gott!“

Bei dem Gedanken an Gott wurde es ihm leichter, die Einsamkeit schien sich zu lindern, er atmete aus voller Brust auf und begann lautlos mit Gott zu sprechen:

„O Gott! . . . Manche Menschen verstehen auch nichts, sie meinen aber, daß sie alles wissen, und darum ist es ihnen leicht zu leben. Und ich habe keine Rechtfertigung . . . Es ist jetzt Nacht . . . und ich bin allein und kann nirgends hingehen . . . Ich habe niemand etwas zu sagen . . . ich liebe niemand. Ich habe nur den Vater, er ist aber ohne Seele, wenn Du ihn durch etwas strafen wolltest! . . . Er glaubt, daß es auf der Welt niemand giebt, der klüger und besser ist als er . . . und Du leidest das . . . Und auch ich . . . Wenn mir wenigstens irgend ein Auglid zustoßen würde . . . wenn ich krank wäre. Ich bin aber gesund, wie von Eisen. Ich trinke, ich lebe in Schmutz . . . doch mein Körper rostet nicht einmal, nur die Seele schmerzt . . . O Gott! Wozu ist ein solches Leben?“

In dem Hirn des einsamen, verirren Menschen erstand ein schüchtern, sich auslehnender Gedanke nach dem andern; die Stille um ihn wurde immer dichter, und die Nacht wurde immer dunkler. In der Nähe des Ufers lag ein Boot vor

Anker; es wiegte sich hin und her, und etwas darauf knarrte, so daß es wie Aechzen klang . . .

Wie kann ich mich von einem solchen Leben befreien? überlegte sich Zoma, indem er auf das Boot blickte. Was für eine Arbeit ist für mich bestimmt? Alle arbeiten . . .

Und plötzlich überraschte ihn ein Gedanke, der ihm groß erschien.

„Und die schwere Arbeit ist billiger als die leichte. Mancher legt sich für einen Kubel ganz in die Arbeit hinein, und ein anderer nimmt tausend Kubel mit einem Finger . . .“

Dieser Gedanke regte ihn angenehm an: ihm schien, er habe im Leben der Menschen noch etwas Falsches, noch einen Betrug entdeckt, den sie verbargen . . . Ihm fiel einer von seinen Dampfschiffheizern, der alte Ma ein, der für zehn Kopeken das Heizen außerhalb seiner Arbeitszeit übernahm, und an Stelle seines Kameraden acht Stunden in der Hitze arbeitete. Als er einmal von der übermäßigen Arbeit erkrankte und sich auf dem Hinterteil des Schiffes herumwälzte, fragte Zoma ihn, warum er sich so zu Grunde richte, und erhielt die grobe, düftere Antwort:

„Darum, weil mir jede Kopeke nötiger ist als Dir hundert Rubel . . . Darum! . . .“

Und nachdem der Alte das gesagt hatte, wandte er Zoma den Rücken seines vor Krankheit brennenden Körpers zu.

Nachdem seine Gedanken bei dem Heizer verweilt hatten, umfaßten sie plötzlich und ohne Anstrengung all die kleinen Leute, die die schweren Arbeiten verrichteten. Es war seltsam, — warum lebten sie? Was für ein Vergnügen hatten sie davon, daß sie auf der Welt waren? Sie waren immer nur mit ihrer schmutzigen, schweren Arbeit beschäftigt, sie aßen schlecht, waren schlecht gekleidet und tranken. Mancher war sechzig Jahre alt und mühte sich ebenso wie die jungen Burschen ab. Und sie alle schienen Zoma ein großer Haufen von Würmern zu sein, die nur darum auf der Erde herumtrabdeln, um zu essen. In seiner Erinnerung erstanden nacheinander seine Begegnungen mit diesen Menschen, ihre Reden vom Leben, die bald spöttisch und traurig, bald hoffnungslos düster waren, und ihre stöhnenden Lieder. Und gleich darauf fiel ihm ein, was Jesim eines Tages im Comptoir zu dem Bediensteten, der die Matrosen dingte, gesagt hatte:

„Die Lopuchiner Bauern wollen in Dienst treten, gieb ihnen nicht mehr als zehn Rubel monatlich. Sie sind heuer ganz abgebrannt und sind in großer Not — sie werden auch mit zehn Rubeln einverstanden sein . . .“

Zoma saß auf dem Balken und wiegte sich mit dem ganzen Körper hin und her, und aus dem Dunkel des Flusses tauchten vor ihm schweigend verschiedene menschliche Gestalten auf. Matrosen, Heizer, Kommis, Kellner aus den Gasthäusern, halbbetrunkene, geschminkte Frauen und die Stammgäste der Gasthäuser. Sie schwammen wie Schatten durch die Luft, etwas Feuchtes und Salziges wehte von ihnen her, und ihr dichter dunkler Haufen bewegte sich so leise, geräuschlos und ohne bestimmte Richtung, wie herbstliche Wolken über den Himmel gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Ein Salon am Alexanderplatz. Vornehme, melancholische Stimmung. Auf dem Tisch eine Cognacflasche und zwei Gläser. Brütendes, lastendes, schwälendes Schweigen. Aus der Ferne hallt es wie verhaltenes Weinen, wie klirrende Ketten. Sturz, es ist unheimlich. Handelnde Helden: v. Windheim, v. Hammerstein. Nebenperson: Ein Schutzmann. Unsichtbarer Chor hinter den Coulissen: Geister des Bundes der Landwirte. Deus ex machina: Der Oberverwaltungs-Gerichtsrat.

v. Hammerstein (schweigt).

v. Windheim (schweigt).

Pause.

v. Hammerstein } (gleichzeitig): Sagten Sie etwas?

v. Windheim }

v. Hammerstein (schweigt).

v. Windheim (schweigt).

Pause.

v. Hammerstein (schlachzend): Fällt Ihnen immer noch nichts ein, Meister?

v. Windheim: Böllige Gehirnpfote. Netter Zustand!

v. Hammerstein (mit aufsteigender Energie): Aber irgend etwas muß doch geschehen.

v. Windheim: Gießen wir uns einen Cognac ein (fällt die Gläser).

v. Hammerstein (trinkt): Noch nichts?

v. Windheim (trinkt): Nichts . . .

Pause.

(Ein Schutzmann tritt ein.)

Schutzmann (grinsend, legt ein Bad Papier auf den Tisch): Wieder sechs Beschwerden aber fastigen. Der Jeschäft bliebt. (Ab.)

Windheim (wütend): Haben Sie gesehen, Hammerstein, wie der Kerl grinste? Die Bande weidet sich an unsrer Qual. Sie wiehern hinter unsrem Rücken. Sie jagen förmlich auf die Frauenzimmer. Wo sich nur eine auf der Tribüne sehen läßt, wird sie hinausgeworfen, bloß damit dann eine Beschwerde zu stande kommt. Ich habe meine Leute in Verdacht, daß sie neulich sogar einen Schutzmann in Frauenkleidern auf die Tribüne gepflanzt und dann verjagt haben, um mich durch eine neue Beschwerde zu ärgern. Und in den Wäskchen tastet man förmlich den diebischen Hohn der roten Rotte. Immer heißt es: Erklärungen des Ministers, Versammlung im Circlus Vnsch, Gleichheit vor dem Gesetz, richtige Auslegung des Vereinsrechts . . . Die Schutleute bringen mir dann allemal mit strahlendem Gesicht die Beschwerden. Sie lachen über meine Verlegenheit. Ich kann mich nirgends mehr sehen lassen, ohne daß sofort jemand ein Blatt Papier aus der Tasche zieht und mich anseigt: Wieder 'ne Beschwerde, Excellenz! Die ganze Autorität geht dabei zum Teufel. — Und das alles haben Sie mir eingebrockt, Hammerstein!

v. Hammerstein (erregt schreiend): Was, ich Ihnen? Da hört doch der Spaß auf. Ich Ihnen? Ja, mein Lieber, warum haben Sie die Versammlung der Bündler nicht aufgelöst, weil Frauen an ihr teilnahmen? Ich war's doch nicht, der den Unfug zuließ.

v. Windheim: Sie scherzen in einer so ernsten Sache. Muten Sie mir wirklich zu, daß ich eine Versammlung des Bundes der Landwirte auflöse? Sollen wir uns unsre ganze bauerliche Verwandtschaft auf den Hals hegen? Sollen wir die Edelsten der Nation tödlich verletzen, die Grundlage der vaterländischen Wehrkraft erschüttern? Soll ich mir vornerken lassen, daß ich von der Börse bezahlt werde, daß mich die Juden gekauft haben und Herr Wallin mir eine Million gepumpt hat? Sie sehen ein, das geht nicht. Wer die Generalversammlung der Bündler stört, begeht geradezu Selbstmord. Aber Ihre Erklärungen im Landtag waren — — na — — unvorsichtig.

v. Hammerstein: Aber ich muß doch dringend bitten, Herr v. Windheim, nicht ein so absprechendes Urteil über meine Thätigkeit zu äußern. Sie waren es ja gerade, der wir die Theorie von den zu duldbenden „Zuhörerinnen“ und dem besonderen „Segment“ vortragen hat. Ihre Anregungen habe ich einfach befolgt, Herr v. Windheim, und nun schieben Sie die Schuld auf mich.

v. Windheim (kläglich): Ja, wenn Sie wenigstens nicht den Bündlern die Zulassung von Frauen auch für die Zukunft versprochen hätten. Dann hätten wir die Sache als Ausnahmefall behandeln können. So haben Sie jedoch eine principielle Entscheidung aus einer Ausrede gemacht.

v. Hammerstein: Bitte sehr, sollte ich etwa im nächsten Jahre —

v. Windheim: Ach, was wissen wir, ob wir im nächsten Jahre noch amtierten. Nur nicht über ungelegte Eier brüten! Ueber den Tag hinwegkommen, das ist die Hauptsache. Für eine so ferne Zukunft wie für den Februar 1903 brauchen wir uns wahrhaftig nicht engagieren.

v. Hammerstein: Es ist doch nicht naturnotwendig unmöglich, daß ich nächstes Jahr noch Minister bin. Und da habe ich doch alles Interesse, daß ich nicht denselben Knatsch wieder habe. Die Bündler legen sehr viel Wert darauf, daß die Frauen in die Circlus-Versammlung kommen. „Schon die alten Germanen zogen mit ihren Weibern in die Schlacht“ — las ich neulich in einem ihrer Blätter — „so begleiten auch heute Frauen ihre Männer in den Heldenkampf um den 75 Mark-Zoll!“ Gegen dieses Germanentum der Scholle ist nichts zu machen. Wir müssen ihnen die Frauen bewilligen. Wenn ich freilich geahnt hätte, daß die roten Wanditen ihre Konsequenzen daraus ziehen würden, so —

v. Windheim (einfallend): — so hätten Sie Ihre, oder meiner wegen auch unsre Theorie von den „Zuhörerinnen“ nicht so deulich entwickelt, so ganz ohne Hintertür und Schlupflöcher.

v. Hammerstein (kleinlaut): Das mag schon sein. Aber die Hauptsache ist, was machen wir mit den Beschwerden. Ich sehe nur einen Ausweg: Sie müssen eben in allen politischen Vereinsversammlungen Frauen in einem besonderen „Segment“ als Zuhörerinnen lästlich zulassen.

v. Windheim (erschrocken): Wo denken Sie hin? Das wäre der Anfang der Revolution. Das hieße die Frauen auf die Barrikade locken, die Familie zerstören, den häuslichen Heerd zertrümmern! Und außerdem können wir der Rotte doch unmöglich den Triumph gönnen. Nein, überlegen Sie sich was andres.

v. Hammerstein (ächzend): Ich weiß nichts.

v. Windheim: Gießen wir uns einen Cognac ein. (Sie trinken.)

Pause.

v. Windheim: Nun?

v. Hammerstein (verzweifelt): Nichts.

v. Windheim; Gießen wir uns noch einen Cognac ein (Sie trinken.)

Pause.

v. Hammerstein: Nun?
v. Windheim: Ah! Ich hab' eine Idee. Ich werde einfach schreiben: „Auf Ihre Beschwerde von . . . diene Ihnen zur Nachricht, daß ich keinen Anlaß habe, das Verhalten des Polizeibeamten zu rügen. Der Polizeipräsident.“ Keinen Anlaß — ist immer pädend und wirkt riesig.

v. Hammerstein: Nein, das geht nicht. Das ist zu dürftig. Das giebt einen Skandal. Das sieht so nach Verlegenheit aus. Finden wir etwas andres. Denken wir nach. (Sie denken nach. Feierliche Stille. Ein Schuyman tritt hastig ein.)

v. Windheim (ungnädig): Was wollen Sie, Lehmann, stören Sie uns gefälligst nicht!

Der Schuyman: Verzeihen, Excellenz, wollte bloß drei Beschwerden abgeben, wegen Entfernung der Frauen aus Vereinsversammlungen —

v. Windheim (wütend): Machen Sie, daß Sie raus kommen. Ich dulde eine solche Aufsässigkeit nicht länger. Scheren Sie sich mit Ihren Beschwerden zum Teufel!

Der Schuyman (verächtlich): Aber es ist doch nicht meine Beschwerde, Excellenz!

v. Windheim (schreiend): Ich sage Ihnen zum letztenmal, daß Sie sich entfernen sollen . . . (Der Schuyman links ab.)

v. Windheim: Nichts wie Berger hat man von der Sache. Ich werde um meine Entlassung einkommen.

v. Hammerstein: Aber so was! Doch nicht gleich den Mut verlieren, Windheimchen! (Streichelt ihn.) Wir werden schon das Richtige ausknobeln.

v. Windheim (bitter): Wissen Sie vielleicht das Richtige?
v. Hammerstein: Vorläufig zwar noch nicht, indessen — gießen wir uns ein Glas Cognac ein. (Sie trinken.)

(Pause.)

v. Windheim: Nun?

v. Hammerstein: Ich habe einen Gedanken. Wie wär's, wenn wir uns auf den Rechtsgrundsatz des Kollegen Schönstedt berufen: Wenn zwei daselbe thun, ist es nicht daselbe?

v. Windheim: Um Gotteswillen, nur das nicht! Das gäbe eine halbe Million sozialdemokratischer Stimmen mehr. Wir leben doch gewissermaßen verfassungsmäßig in einem Rechtsstaat.

v. Hammerstein: Dem nicht! Aber ich erkläre Ihnen feierlich: Noch einen Gedanken treibe ich nicht mehr auf.

v. Windheim: Dito.

Lange Pause.

Wöglich erscheint der

Ober-Verwaltungsgerichts-Rat: Ah, meine Herren, ich sehe Sie in erster Arbeit. Störe doch nicht? Kam gerade vorüber und sprang hinauf, um mich nach Ihrem werten Befinden zu erkundigen. Aber was frage ich: Geradezu blühendes Befinden, sieht man ja auf den ersten Blick. Uebrigens, haben die Herren nichts Juristisches für uns? Möchten wieder einmal 'ne gediegene Entscheidung herausbringen?

v. Windheim (mit listiger Gleichgültigkeit): Augenblicklich wüßte ich nichts — indessen — hm — wenn Ihnen mit einer Kleinigkeit gedient ist — wie würden Sie z. B. diese Beschwerde beantworten? (Ueberreicht ihm das Blatt.)

Der Ober-Verwaltungsgerichts-Rat (liest): Das ist allerdings sehr einfach, aber in Ermangelung von etwas Besserem muß ich mich auch damit zufrieden geben. Wenn die Herren gestatten, schreibe ich Ihnen die Antwort gleich nieder . . . (Schreibt, nach fünf Minuten): Fertig! Bitte sich zu bedienen. Aber meine Handschrift ist leider sehr undeutlich. Ich will Ihnen den entscheidenden Passus gleich verlesen:

„Wenn dem Beschwerdeführer auch zuzugeben ist, daß es mit dem preussischen Vereinsrecht an sich vereinbar ist, daß Frauen als bloße Zuhörerinnen an Versammlungen politischer Vereine auf besonderen Plätzen teilnehmen, so ist es doch in jedem einzelnen Fall Aufgabe der Polizeibehörde, zu entscheiden, ob der Begriff der „bloßen Zuhörerin“ erfüllt ist oder nicht. Zur Erfüllung des Begriffs der „bloßen Zuhörerin“ genügt es aber nicht, daß die Betreffende nicht in vernehmbarer Rede an den Verhandlungen teilnimmt. Es ist vielmehr das entscheidende Moment der „in n e r e n Teilnahm e“ in Betracht zu ziehen, es sind von der Polizei die seelischen Beziehungen nachzuprüfen und zu untersuchen, inwiefern etwa das zuhörende Schweigen die ins Bewußtsein aufgenommene Absicht verrät, Vorbereitungen zu dem Versuch der Beihilfe bezw. der Mitthäterschaft an der aktiven Diskussion in Angriff zu nehmen.“

In dem von dem Beschwerdeführer angezogenen Fall der Versammlung des Bundes der Landwirte im Circus Busch ist es nun emsandsfrei von dem die Aufsicht führenden Polizeibeamten festgesetzt worden, daß die dort anwesenden Damen, was schon durch die ganze Lokalität und die Art der Veranstaltung selbst bedingt war, sich in keinem andren Sinne als Zuhörer fühlten, wie die Zuschauer bei andren Circusvorstellungen sonst auch. Dagegen waren in der beregten Versammlung, in der der Beschwerdeführer den Vorsitz führte, sämtliche Frauen hinreichend verständig, daß, wenn sie auch äußerlich schwiegen, innerlich doch lebhaft an der Debatte teilnahmen und infolge dessen in dem obigen Sinne die einleitenden seelischen Vorbereitungen zum Versuch der geistlich nicht erlaubten aktiven Teilnahme an Versammlungen poli-

tischer Vereine bewußt trafen. Die Polizeibeamten waren deshalb pflichtgemäß genötigt, die Frauen von der Tribüne zu entfernen. Die Beschwerde ist als unbegründet abzuweisen.“ — Sind Sie damit einverstanden?

(Stürzen jubelnd auf den Ober-Verwaltungsgerichtsrat zu, umarmen ihn und rufen): Herrlich, herrlich! Die Zuhörerin mit'n dolus eventualis! —

Jo.

Kleines Heuilleton.

el. Ein Streit. „Schön! Also sagen wir auch noch Röder, dann wären wir im ganzen vierzehn Personen.“ Sie legte das kleine Notizbuch auf den Tisch und sah erwartungsvoll zu ihrem Mann hinüber; er saß am Schreibtisch und revidierte Rechnungen: „Vierzehn Personen. Ja, ist gerade recht so. Nicht zu wenig, nicht zu viel; kann sehr lustig werden, aber nein, vierzehn?“ Er merkte auf, das stimmt doch nicht. „Fünfzehn . . .“

„Wieo denn das?“ Ein herausfordernder Zug kam in ihr Gesicht; sie wußte offenbar, worauf er anspielte.

Er drehte seinen Stuhl mit einer raschen Wendung zu ihr herum: „Na gewiß Burgers: zwei Personen, wir: zwei, macht vier. Deine Tante Emma mit ihrem Mann und ihrer Tochter, drei, das sind sieben, Deine Cousins und mein Schwager: elf, zwölf, dreizehn, mein Freund Röder: vierzehn, Fräulein Weinhold: fünfzehn, stimmt's?“

Sie antwortete nicht gleich; sie hielt die Lider gesenkt, dann warf sie den Kopf zurück: „Die Weinhold? Na die ist doch wohl ausgeschlossen.“

„Fräulein Weinhold ausgeschlossen? Daß ich nicht wüßte!“
„Röders Wirtschaftlerin? Na erlaube mal, ich werde doch nicht Röders Wirtschaftlerin zu einer Gesellschaft bei mir einladen.“

„So? Und warum denn nicht?“

„Aber, Erich, das gehört sich nicht.“ Sie war ganz entrüstet.
„Da möchte ich denn doch mal erst wissen, wieo nicht?“ Er stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. „Fräulein Weinhold nicht einladen, hieße ja einfach Röder beleidigen. Wie er sie hochhält! Ist außerdem ein gebildetes Mädchen; dafür, daß sie in Stellung gehen muß, kann sie doch nicht. Deine Cousine ist auch in Stellung.“

„Gott, als ob man darüber spricht, Du verdrehst ja alles!“

„Fällt mir nicht im Traum ein! Und überhaupt im Verein verkehrt sie ja doch auch!“

„Na ja im Bezirksverein! Da ist auch Krethi und Plethi durcheinander.“ Sie warf geringschäßig die Lippen auf: „Die Besseren halten sich auch alle zurück und Frau Beyer sagt, es wär' ein Skandal und sie dulden's nur, weil er schon so lange im Vorstand ist und darauf nehmen sie Rücksicht, sonst dürste so eine überhaupt nicht in die Gesellschaft!“ Die Worte sprudelten ihr förmlich heraus. Er hatte ihr schweigend zugehört, aber sein Gesicht war finster. Nun blieb er vor ihr stehen: „So eine? Was für eine?“

Sie schwieg.

„Was für eine, Erna?“

„Gott, Erich, Du bist ja wirklich abscheulich, mir die Pistole auf die Brust zu setzen! So eine Wirtschaftlerin, meine ich, und überhaupt so eine, die bei 'nem Herrn lebt, und wo sie noch obenein 'n junges Mädchen ist, na da weiß man doch schon genug . . .“

„So? Und was weißt Du denn?“

Sie schwieg von neuem.

„Willst Du mir nicht sagen, was Du von Fräulein Weinhold weißt?“

Sie antwortete auch jetzt noch nicht. Er wandte sich nach seinem Schreibtisch zurück und warf die Papiere ärgerlich durcheinander: „Nichts weißt Du, nichts, als daß sie Röders Wirtschaft leitet und seinem Kinde die Mutter ersetzt. Aber alles in den Schmutz zieh'n. Ah! . . .“ Er brach ab. Dann nach einer Weile sagte er kurz und kalt: „Du wirst Röder und Fräulein Weinhold einladen oder Du läßt die ganze Gesellschaft sein!“

„Nein, das werde ich nicht thun“; sie sprang auf: „Das ist ja ganz unerhört von Dir, Erich, so etwas von einem zu verlangen. Und wenn Du bisher zehnmal mit ihnen verkehrt hast, Du warst auch Zwangsgeselle, aber jetzt, wo Du verheiratet bist, gehört sich's nicht.“

Er ließ sie ruhig reden, sie trat hinter seinen Stuhl und legte die Hand auf die Lehne; ihre Augen funkelten: „Und wenn sie zehnmal 'n ordentliches Mädchen ist und 'n gebildetes Mädchen und 'ne Kaufmannstochter, und wenn man auch nichts von ihr weiß, aber die Stellung! Was geht sie denn in solche zweifelhafte Stelle, wo die Leute gleich allerlei vermuten. Ich lade mir niemand ein, von dem sie reden können. Ich bin 'ne ausländische Frau, ich will nichts Unsauberes in meiner Nähe dulden!“

„Und dann verkehrst Du mit Deiner Tante Emma?“

„Mit? . . . Na hör' mal!“ Sie wich einen Schritt zurück, eine dunkle Glut schoß in ihr Gesicht: „Willst Du etwa einen Ton gegen meine Tante sagen?“

Er lächelte: „Absolut nicht, Du sagtest mir ja schon allein genug. Die Geschichte da mit dem jungen Dienstmädchen vor zwei Jahren, wie war sie doch?“

„Das gehört doch hier nicht her!“

Er beachtete ihren Ausruf nicht, er drehte sich wieder zu ihr herum und maß sie mit einem ironischen Blick. „Sie hatte sich ja wohl das Leben genommen, weil die Tante sie so schlecht behandelt hat, nicht?“

„Erich, das wieder anzukramen! Und überhaupt . . . das ist doch ganz etwas andres!“

„Meine ich auch!“

„Ja gewiß ist es ganz was andres“, sie trappste leicht mit dem Fuß auf, „ich gebe auch nichts auf Tante Emma; Tante Emma ist niederträchtig und ein altes Klatschweib und tyrannisiert ihr ganz es Haus, aber ihre Moral ist doch zweifellos. Da kann doch keiner was gegen sagen, sie ist doch eine sittlich anständige Frau!“ . . .

Der Mann schwieg.

Die Wirtschafterin wurde nicht eingeladen. —

Aus dem Tierleben.

ss. Nestbauende Würmer. Unter den Würmern giebt es eine ziemlich große Gruppe solcher, die in selbstverfertigten Höhlen leben und sich in diesem Versteck am Boden des Meeres aufhalten. Die Lebensgewohnheiten solcher Tiere sind neulich von Dr. Linville vor der Akademie der Wissenschaften in New York eingehender beschrieben worden als es bisher der Fall gewesen ist. Der Forscher erwähnte zunächst einen Wurm der Gattung Amphitrite, der in U-förmig gebogenen Höhlen in Sand und Schlamm lebt und das Wasser und seine Nahrung zu beiden Oeffnungen der Höhlen hereinholt. Der Wurm vergrößert seine Wohnung an den Enden dadurch, daß er mit den an seinem Kopf sitzenden Greiforganen immer aufs neue kleine Mengen von Sand faßt, und an die Höhle ansetzt. Bei ihm fehlt jedes Anzeichen dafür, daß er seine Höhle als Schutz braucht, sie dient ihm wahrscheinlich nur zum leichteren Fang der Nahrung. Der Kopf des Tieres bleibt, während es auf Vente lauert, in der Höhle verborgen, aber die Greifarme am Kopf befinden sich in einer dauernden, obgleich kaum wahrnehmbaren Bewegung. An ihnen sitzen nämlich lange Reihen feiner Härchen, die fortgesetzt hin und her schlagen, in dem Wasser kleine Strudelbewegungen veranlassen und dadurch auch winzige Tierchen mit dem Wasser in die Höhle hineintreiben. Ein anderer Wurm von der Gattung Diopatra lebt in einer mit zähem Schleim verklebten Höhle, aus der jedoch der Schwanz des Wurms nach unten herausragt, damit er dem Tier gleichsam zum Verankern im Meeresboden dienen kann. Mit den an den Mundanhängen befindlichen Tastorganen sucht sich das Tier die kleinen Bausteine für seine Behausung aus. Mit seinen Greifarmen oder mit den Kiefern, oder auch mit beiden ergreift es die winzigen Körner und legt sie immer sorgfältig auf den oberen Rand der Höhle hinauf. Ist eine gewisse Menge der Bausteine zusammengebracht, so werden sie mit einem Schleim verklebt, der sich an einer Stelle des Leibes, unterhalb des Kopfes, aussondert. Als Baumaterial dienen dem Wurm kleine Sandkörner und Bruchstücke von Muschelschalen. —

Geologisches.

— Die Entstehung und das Wiedererschwinden einer Schlamminsel in der Balhischbai (Südwest-Afrika) wird im „Geographical Journal“ geschildert. Die Bucht ist sehr leicht (3 bis 8 Faden) und verläuft nach Süden in Sümpfe. Der Grund besteht aus dunklem Schlamm, welcher Metalle schwarz färbt. Die Insel wurde am 1. Juni 1900 bemerkt; sie war etwa 50 Meter lang, 30 Meter breit und erhob sich 5 Meter über dem Wasserspiegel. Ihre Seiten fielen fast senkrecht unter dem Wasser bis zu einer Tiefe von 7 oder 8 Faden ab; oben war sie teilweise vom Meere ausgewaschen, so daß sie zerfressene Umriffe zeigte. Ueber dem Ganzen lagerte ein Schwefelwasserstoffgeruch und Dampf schien sich vom Nordende zu erheben. Das umgebende Wasser war kalt und auch auf der Insel fand man keinerlei ungewöhnliche Wärme; nur Erübung des Wassers und zahlreiche Blasen in demselben, sowie einige tote Fische waren abnorm. Am 7. Juni war diese Schlamminsel schon wieder vollständig verschwunden. Als Entstehungsursache nimmt man an, daß in dem Schlamm der Balhischbai sich große Gasmengen angesammelt hatten, welche durch die gewaltigen Massen von verwesenden tierischen Stoffen sich gebildet hatten. Es leben dort ungeheure Mengen von Seevögeln, Fischen und auch Walen, deren Reste weitestweit über die Ufer zerstreut sind. Untermeerische Störungen können dann das Aufstreben der Schlamminsel durch die Gase veranlaßt haben. — (Globe.)

Meteorologisches.

— Perlmutterwolken. Wir lesen in der Zeitschrift „Das Weltall“ (Berlin. E. A. Schwetschke u. Sohn): Perlmutterwolken hat die letzte dänische Expedition, die zur Untersuchung der Nordlichter in das Polargebiet entsandt worden war, beobachtet und nunmehr in dem „Bulletin der dänischen Akademie der Wissenschaften“ beschrieben. Diese Wolken haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den „leuchtenden Wolken“, die jahrelang in unsern Breiten zur Nachtzeit Aufsehen erregt haben. Jene Gebilde haben ihren eigentlichen Namen „Perlmutterwolken“ von dem norwegischen Meteorologen Professor Mohu erhalten. Die dänischen Forscher hatten zweimal Gelegenheit, solche Himmelserscheinungen zu sehen. Das erste Mal gelang es auch, die Höhe der betreffenden Wolke zu etwa 40 Kilometer über der Erdoberfläche zu messen. Bei der zweiten Gelegenheit war dies nicht mög-

lich, da alle Mitglieder der Expedition an demselben Ort verehigt waren, aber man konnte als Entgelt dafür einige sehr merkwürdige Beobachtungen über die Bewegung der Wolke anstellen. Zunächst erschien diese als ein horizontales Band über dem südwestlichen Horizont in einer Höhe von 30—35 Grad. Sie zog dann ziemlich langsam gegen Ost, dann aber blieb sie stehen und kehrte wieder zu ihrer früheren Stellung zurück. Während der Rückwärtsbewegung löste sich ein Teil der Wolke vom kreisförmigen Umriss ab und schwamm mit einer Geschwindigkeit von 1 Grad in 4 Sekunden für sich allein gegen Süden. Nachdem sie 7 Grad am Himmelsgewölbe durchgemessen hatte, zerstreute sich die kleine Wolke. Daß diese Bewegungen den Perlmutterwolken eigentümlich sind, ging daraus hervor, daß eine Federfächtwolke (Cirrostratus), die gleichzeitig in der entsprechenden Himmelsgegend stand, zur selben Zeit unbeweglich blieb. Die Farbe jener Bildungen war etwas wechselnd, am Rande meist rot, nach der Mitte zu rosa bis grün. Diese Wolken erschienen bei hellem Tageslicht nahezu um die Mittagstunde. Eine Beobachtung durch das Spektroskop ergab nur die Linien des gewöhnlichen Spektrums des Himmelsgewölbes bei Tageslicht, außerdem einige Absorptionslinien, die eine große Menge von Wasserdampf anzeigen. Wahrscheinlich verhinderte jedoch nur das starke Sonnenlicht die Wahrnehmung besonderer Eigentümlichkeiten in dem Spektrum der Wolken. Ihre eigenartige Bewegung ließ sich nicht aus dem Einfluß eines Windes erklären, vielmehr gelangte Professor Paulsen, der Leiter der Expedition, zu dem Schluß, daß die Perlmutterwolken durch ganz andre Kräfte ihre Bewegung erhalten haben müßten, und zwar durch die Mitwirkung von Elektrizität. Der französische Meteorologe Brillouin hat darauf hingewiesen, daß die Eisnadeln, die in großen Mengen in den höheren Schichten des Ozeans enthalten sind, unter dem Einfluß der ultravioletten Sonnenstrahlen eine positive elektrische Ladung annehmen, während gleichzeitig die umgebende Luft negativ elektrisch wird. Auch aus andren Gründen gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß die höchsten Schichten der Atmosphäre reich an negativer Elektrizität sind. Paulsen erklärt nun die Bildung einer Perlmutterwolke aus Strömungen negativer Elektrizität, die die Eigenschaft besitzt, Wasserdampf zu verdichten. Die Wolken bewegen sich wahrscheinlich in der Richtung der elektrischen Strömungen. —

Humoristisches.

— Bedingungsweise. „Nun, Köchin, was machen Sie denn da?“

„Wenn die gnä' Frau nicht mitkocht, dann wird's ein Roastbeef!“ —

— Starke Einbildung. Bauer: „Herrschaft, jetzt hat der Maler dös große Bild, wo i' und meine zwei Ochsen d'rauf san, für 10 000 M. verkauft. Meine Ochsen hamm 2000 Markk 'loft — da bleib'n für m' 8000!! . . . Dös hätt' i net 'glaubt, daß i' so viel wert waar!“ —

— Höflich. Wirt (zum neuen Knecht): „Galt' Seppel, um 's Himmelswillen! Dös is ja der Bürgermeister, den darf mir i' allein 'nauswerfen!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der Goethe-Bund, Berlin, versendet einen Aufruf, in dem er zu Beiträgen für einen „Deutschen Volksschillerpreis“ auffordert. —

— Preise von 150 Mark und 100 Mark schreibt die Zeitschrift „Ost und West“ (S. Calvary u. Co. in Berlin) für eine Novelle von höchstens zehn Druckseiten aus, deren Stoff möglichst aus dem Leben der westeuropäischen Juden entnommen sein soll. Letzter Einreichungstermin ist der 1. Juli. —

— Einen „Hamlet“ ohne Ophelia gab es, nach dem „Berliner Tageblatt“, kürzlich in Münster. Um das Stück abzuführen, hatte die Direktion der „Lorying-Bühne“ einfach alle Ophelia-Szenen und den ganzen vierten Akt gestrichen. —

— „Der Wald“, eine einaktige Oper von Mih Smyth, wird noch in diesem Monat im Opernhause aufgeführt werden. —

— „Der dot Man“, Text nach Hans Sachs, Musik von Josef Forster, wurde bei der Uraufführung in der Wiener Hofoper freudlich aufgenommen. —

— Franz Liszt wird in Weimar noch in diesem Sommer ein Denkmal erhalten. —

— Eine wertvolle Sammlung von Künstler-Lithographien gelangt vom 20. bis 25. März bei Amster u. Nuthardt zur Versteigerung. —

— Paul Meyerheims Bild „Löwen an der Tränke“ ist für das städtische Museum in Mainz angelauft worden. —

— Mittel gegen Heißhunger. Man schreibt uns: Innerhalb einer Woche habe ich im „Lokal-Anzeiger“ drei „Markthallen-Wanderungen“ genossen. Das ist ja die reine Aufreizung: Korpsen nach polnischer Art, Wirkuhm-Suppe zc. zc. Das Wasser läuft einem im Munde zusammen. Was läßt sich dagegen thun? — Antwort: Lesen Sie den „Tag“, dann vergeht Ihnen der Appetit. —